

Religions- und kultursensibel arbeiten – Erfahrungen aus der Praxis

Im Folgenden möchten wir zeigen, wie die Prinzipien der religions- und kultursensiblen Betreuung und Begleitung in verschiedenen Arbeitsbereichen der Jugendhilfe vorkommen. Zum Selbstverständnis des Projekts Religions- und kultursensible Pädagogik gehört die Wertschätzung dieser Praxis, mithilfe der wir den Ansatz kontinuierlich weiterentwickeln.

Aus Krisen werden manchmal Chancen – Arbeit mit straffällig gewordenen Jugendlichen

Jugendliche und junge Erwachsene, die vielfach bereits in jungen Jahren straffällig geworden sind, werden in ihren Wohnungen intensiv begleitet. Sie schwanken oft zwischen Selbstaufgabe und Aggression anderen gegenüber. Ihre schwach ausgebildete Identität rührt aus Erfahrungen mit Vernachlässigung, Gewalt und Drogenkonsum.

Religions- und Kultursensibilität scheint für sie keine Rolle zu spielen. Und gleichzeitig wissen Fachkräfte, dass Veränderungen bei ihnen nur stattfinden, wenn sie den Glauben an etwas aufbringen, das ihrem manchmal schon aufgegebenen Leben Sinn verleihen kann. Nur dann scheint es lohnend, die negative Identität zu überwinden und sich für etwas einzusetzen. Manchmal ergeben sich unerwartete Chancen, die einen Wendepunkt einleiten könnten – vorausgesetzt, die Pädagoginnen und Pädagogen geben darauf Acht und erkennen sie.

In diesem Arbeitsgebiet ist man quasi gezwungen, sich auf die existenziellen Erfahrungen und Bedürfnisse der jungen Menschen einzustellen und sie aus der Logik ihrer Lebenswelt zu deuten. Der Bezugspunkt in der Begleitung ist der Alltag, im engen Horizont des Moments und vielleicht des nächsten Tages. Grundlage der Arbeitsbeziehung sind Vertrauen und Zuverlässigkeit sowie die Bereitschaft, in akuten Krisen präsent zu sein.

Da man mit den Jugendlichen nur thematisieren kann, was aktuell Bedeutung für sie hat, braucht es einen ausgeprägten Forschergeist, um dies zu entdecken. So lässt sich mit Glück auch herausfinden, was die Jugendlichen über das Unmittelbare hinaus wollen und sich wünschen. So kann man möglicherweise Ressourcen entdecken, die ihnen selbst nicht bewusst sind. Es gelingt nie, die Lebenswelt eines anderen Menschen vollständig wahrzunehmen, vor allem dann nicht, wenn Jugendliche diesen Einblick aufgrund der erlittenen Verletzungen und Krisen zu verhindern versuchen. Eine Chance, mehr über ihre Biografie zu erfahren, ist das gemeinsame Aufsuchen von Orten, die für die Jugendlichen eine persönliche Bedeutung haben.

Wenn diese Versuche keinen Erfolg bringen und Situationen hoffnungslos erscheinen, bleibt manchmal nichts anderes übrig, als etwas ganz anderes zu versuchen. Beispielsweise in die Küche zu gehen und etwas Gutes zu kochen. Das ist nährend in mehrfacher Hinsicht und eine Erfahrung, die diese Jugendlichen kaum gemacht haben.

Bei aller Zuversicht und allen Teilerfolgen sollten die mit diesen Jugendlichen Arbeitenden realistisch bleiben und gemeinsam mit anderen Beteiligten die Grenzen der Betreuung und vor allem fremdgefährdendes Potenzial realistisch einschätzen und gegebenenfalls entsprechende Vorkehrungen treffen.

Die Jugendlichen lehnen eine Verarbeitung ihrer zum Teil traumatischen Erfahrungen mit Hilfe von Therapie oft ab. Supervision hat in dieser pädagogischen Arbeit deshalb eine so große Bedeutung, weil die Grenze zwischen Pädagogik und Therapie durchlässig ist. In der Supervision können problematische Entwicklungen eingeordnet werden. Lässt sich das noch pädagogisch bearbeiten? Oder muss beispielsweise eine Suchterkrankung extern behandelt werden?

Die Pädagoginnen und Pädagogen stehen in diesem Arbeitsfeld mit ihren Interventionen tatsächlich in Konkurrenz zu kriminellen und extremistischen Gruppierungen, die die Labilität der Jugendlichen für ihre Zwecke auszunutzen versuchen. Das muss realistisch gesehen werden. Um unter diesen schwierigen Bedingungen über Jahre hinweg gute Arbeit zu leisten ohne auszubrennen, brauchen die Kolleginnen und Kollegen innere Kraftquellen. Ein Sozialpädagoge berichtet von einer regelrechten Berufung, mit diesen schwierigen Jugendlichen zu arbeiten und für sie da zu sein. Wichtig ist ihm, Menschen nicht aufzugeben, auch wenn die Bemühungen aussichtslos scheinen. Seine eigene Sozialisation und seine stabile Lebenssituation geben ihm die Kraft, dieser Berufung nachzukommen. Ihn motiviert, dass sich diese Mühe schon bei mehreren Jugendlichen lohnte. Ihre Erfolgsgeschichten lassen ihn weitermachen.

Zuversicht geben – Hilfe für Kinder aus erschöpften Familien

Die ambulante Begleitung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen aus „erschöpften Familien“ geschieht in ihrem vertrauten Wohn- und Lebensumfeld, um dort die Bedingungen für sie zu verbessern. Die Erschöpfungen haben vielfältige Gründe. Diese Familien, die sich selbst aufgegeben haben, sind in der Regel langzeitarbeitslos. Sie leiden neben den materiellen Sorgen auch am Verlust von Familienmitgliedern durch Trennung, Flucht und Tod. Sie haben ein negatives Selbstbild und wenig Selbstvertrauen. Wesentliche Ziele der pädagogischen Arbeit sind es, neben der Familie für die Kinder im Sozialraum Orte vorzuhalten, wo sie eigene Ressourcen entdecken können. Sie lernen von dort aus die Angebote ihres Stadtteils für ihre Bedürfnisse zu nutzen. Sozialräumliche Angebote werden für sie erreichbar bzw. auch neu geschaffen.

Das kompensiert die mangelnden Entwicklungschancen in den belasteten Familien, soweit das mit individueller Betreuung und durch Angebote des Sozialraums gelingen kann. Sofern es sich um zugewanderte Familien handelt, fehlt ihnen oft der Anschluss an ihr neues gesellschaftliches Umfeld. Als Reaktion darauf engen sie sich mit religiösen Regeln und kulturellen Traditionen ein. Wir beobachten dies. Religiöse und kulturelle Sensibilität ist die Voraussetzung dafür, mit diesen Familien vertrauensvolle Arbeitsbeziehungen aufzubauen. Dies hilft dabei, problematische Entwicklungen zu erkennen und darauf zu reagieren. In extremen Fällen scheint für Jugendliche aus diesen Familien der Beitritt zum sogenannten „Islamischen Staat“ als eine Lösungsmöglichkeit im Rahmen der eigenen Religion. Nur Personen, die zu diesen Jugendlichen eine vertrauensvolle Beziehung haben, können mit ihnen herausfinden, was sie zu dieser für sich und andere gefährdenden Lösung treibt und welche Alternativen bestehen. Aufgabe Sozialer Arbeit ist es, diese Beziehung selbst herzustellen oder diejenigen Personen zu beteiligen, die das Vertrauen der Jugendlichen genießen.

Die Kolleginnen und Kollegen setzen in diesem Arbeitsbereich alle Prinzipien des religions- und kultursensiblen Ansatzes ein. Die Bereitschaft zur Beschäftigung mit nicht vertrauten religiösen Phänomenen und Ritualen ist Voraussetzung, um von den aus unterschiedlichsten Kulturen stammenden Familien akzeptiert zu werden und zu verstehen, welche Lösungen sie für ihre Lebenssituation anstreben bzw. nicht in Betracht ziehen. Bei den Kindern, die mit der Erschöpfung ihrer Familien Erfahrungen machen und selbst lethargisch oder aggressiv werden, geht es darum, mit ihnen gemeinsam herauszufinden, was sie können und was ihnen Spaß bringt. So wächst ihre Zuversicht, dass ihr Leben noch Positives für sie bereithält und es sich lohnt, es zu gestalten.

Die Pädagoginnen und Pädagogen legen besonderen Wert darauf, dass das defizitäre Identitätsbewusstsein der erschöpften Familien als aktueller Stand ihrer Entwicklung und Ausgangspunkt der Unterstützung erkannt und verstanden wird. Auf dieser realistischen Basis können Ziele mit den Familien vereinbart werden, die erreichbar sind. Misserfolge, die so erlebt werden, dass sowieso alles keinen Zweck hat, werden vermieden. Die Erfahrung zeigt, dass dies bei den Hilfeplanungen alles andere als selbstverständlich ist. Mit den Kindern arbeiten die Pädagoginnen und Pädagogen mit Hilfe eines Dreihäusermodells. In einem Haus wohnen alle Dinge, die gut sind und Spaß bringen, im zweiten Haus befinden sich die unerfüllten Bedürfnisse und Wünsche und in dem dritten die Sorgen und Ängste, die sie bedrohen und die dort eingeschlossen werden sollen. Gemeinsam mit der sozialpädagogischen Begleitung können sie behutsam nach Sinn und Ressourcen suchen und Veränderungen ausprobieren, planen und umsetzen.

Die Hoffnungen und die Zuversicht, mit denen die Pädagoginnen und Pädagogen den erschöpften Familien mit ihren oft vernachlässigten und überforderten Kindern begegnen, überprüfen sie in ihren Teams auf Realisierbarkeit. Wobei sie die Erfahrung machen, dass die Kinder schneller und motivierter auf positive Veränderungsvorschläge reagieren und die Eltern viel schwerer zu motivieren sind, etwas Neues auszuprobieren.

Damit begonnene Prozesse einer positiven Identitätsentwicklung bei den Kindern mit Auslauf einer bewilligten Einzelfallhilfe nicht beendet werden, stellen die Fachkräfte Kontakt zu Angeboten offener Jugendhilfe vor Ort her. Gelingt diese Integration, verfügen die Kinder über einen zuverlässigen Ort neben ihrer Familie, der ihnen hilft Rückfälle zu vermeiden und positive Entwicklungen fortzusetzen.

Eine bunte Alltagsgemeinde – Das KiFaZ gibt der Diversität Raum

Die existenziellen Themen, die in einem Kinder- und Familienzentrum (KiFaZ) zur Sprache kommen, decken alle Bereiche des Lebens ab, von der Schwangerschaft bis zum Tod. Materielle Probleme, Behördenangelegenheiten, Fragen zu Erziehung, Pflege und Eheprobleme werden an die KiFaZ-Mitarbeitenden herangetragen. Nicht zuletzt über etwaige Erziehungsfragen sind auch die in den Familien aufwachsenden Jugendlichen zumindest indirekt präsent – und durch Teilnahme an Festen und Veranstaltungen auch direkt. Alle Beratungen in einem Kinder- und Familienzentrum werden freiwillig in Anspruch genommen. Entsprechend lautet die Botschaft an die Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils: „Hier wirst du als Stadtteilbewohner respektiert. Du kannst kommen, wann du willst. Niemand will etwas von dir. Was du von dir preisgibst und für und mit anderen tust, entscheidest nur du.“ Die Soziale Arbeit in einem multikulturellen sozialen Brennpunkt braucht religions- und kultursensible Pädagoginnen und Pädagogen. Sie verstehen die individuellen Problemlagen vor dem konkreten familiären Hintergrund und der jeweiligen Alltagskultur. Die interkulturelle Kompetenz des Teams und das bei den Nutzerinnen und Nutzern gewonnene Vertrauen sind das Kapital dieser offenen Sozialen Arbeit.

Sensibel nehmen die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen wahr, wie sie unterstützen können: mitmachend, anleitend oder beratend. Eigeninitiativen der Besucher und Besucherinnen und ihr Engagement werden begrüßt und gefördert. So wird das Zentrum zu ihrem Ort im Stadtteil. Die offene Soziale Arbeit gewährt Zugang und Ansprechbarkeit für alle Anliegen. Sie verzichtet auf Barrieren wie z.B. eine Klingel an der Eingangstür oder bestimmte Beratungszeiten und -angebote.

Während der gesamten Öffnungszeiten besteht im Café Gelegenheit zur Kontaktaufnahme. Die Mitarbeitenden sind ohne Termin ansprechbar.

Sie entscheiden jeweils, ob sie sich zu jemandem dazusetzen oder ob sie besser warten, bis sie angesprochen werden. Sie leisten Soforthilfe, verabreden weitere Gesprächstermine, sind Brücke zu anderen, möglicherweise hilfreichen Besuchern und Besucherinnen und vermitteln Kontakte zu weiteren Beratungs- und Hilfsmöglichkeiten.

Die aktivierende Arbeitsweise im KiFaZ und die Tatsache, dass sich die regelmäßigen Besucher und Besucherinnen kennen, macht Hilfe auf Gegenseitigkeit möglich. Das KiFaZ ist somit eine Plattform für Solidarität und Nachbarschaftshilfe, wobei Mitarbeitende helfen, Ideen zu verwirklichen.

Eine konfessionelle Versorgung im engeren oder vielleicht einseitigen Sinn gibt es hier nicht. Wohl aber Interesse an Religiösem, das die Besucher von sich aus mitbringen. Hier können sie ihre Feste gemeinsam feiern. Deren Bedeutung wird erklärt, sodass alle Besucher und Besucherinnen etwas von der Religion und Kultur der anderen erfahren.

Besonders wichtig ist auch hier die Küche: Im KiFaZ wird regelmäßig ein Mittagstisch angeboten und zu weiteren Anlässen gekocht.

Das Interesse aneinander mag bei den Besucherinnen und Besuchern unterschiedlich groß sein. Für die, die regelmäßig kommen, ist Multikulturalität zur Normalität geworden. Vieles läuft gemeinsam im KiFaZ, vor allem wenn es um die Erziehung und Förderung der Kinder geht. Aber es ist auch Platz für das Nebeneinander. So gibt es seit Jahren regelmäßig einen Tanzabend für muslimische Frauen und Mädchen. Beim Tanzen und Feiern sind sie unter sich und einander so vertraut, dass diejenigen, die Kopftücher tragen, diese ablegen, was außerhalb der eigenen Wohnung nur selten geschieht.

Es wird im KiFaZ akzeptiert, wenn sich Bürger und Bürgerinnen aus der gleichen Kultur treffen und sich über ihre Heimat und Kultur austauschen. Diese Möglichkeiten des Hin- und Herpendelns zwischen dem Nebeneinander und dem Miteinander der Kulturen ist gerade für Bewohner und Bewohnerinnen bedeutend, die vor Kurzem zugewandert sind. Es hilft ihnen zu lernen, in zwei Kulturen zu Hause zu sein. Dieser Raum, in dem sie Diversität leben können, behindert ihre Integration nicht, so die Erfahrung im KiFaZ. Das KiFaZ ist mit seinen Angeboten also auch so etwas wie eine Gemeinde im Alltag. Menschen sprechen miteinander über ihren Glauben, ihre Kulturen sowie ihre alltäglichen Freuden und Sorgen, sie unterstützen sich in der Erziehung ihrer Kinder, feiern und essen miteinander. Im Grunde wird damit die Idee von Gemeinde im KiFaZ Dringsheide mit Leben gefüllt und verbunden mit der Erfahrung, dass man hierfür sogar unterschiedlichen Glaubens sein kann.

Von den Besucherinnen und Besuchern gewünschte Gruppenangebote werden gemeinsam geplant und durchgeführt. Neben dem parallel geöffneten Café geben sie dem KiFaZ eine Struktur und stellen einen intimeren Raum bereit.

Ein besonders geeignetes Forum, über Glauben und Religion ins Gespräch zu kommen, bietet erfahrungsgemäß der Kochkurs. Darüber hinaus vertiefen Wochenendfahrten die in den Gruppen entstandenen Beziehungen und die Vertrauensbasis unter den Teilnehmenden. Damit dieses Mit- und Nebeneinander, diese Gemeinde funktioniert, brauchen die Mitarbeitenden eine klare und authentische Haltung. Sie müssen in der Lage sein, über kulturelle und religiöse Fragen zu sprechen.

Die Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen erleben, wie das KiFaZ vielfältige positive Entwicklungen anstößt. Das motiviert sie. Im Team tauschen sie sich mit Kollegen und Kolleginnen aus unterschiedlichen Kulturen, mit verschiedenen Lebenserfahrungen und Qualifikationen aus.

Ohne Religions- und Kultursensibilität geht gar nichts! – Ambulante Betreuung geflüchteter Jugendlicher

In diesem Arbeitsfeld werden Jugendliche mit starken Auswirkungen von Fluchterfahrungen auf ihre Psyche ambulant betreut. Oft leiden sie unter traumatischen Erlebnissen, wurden verfolgt oder haben nahe Angehörige verloren.

Der Sozialpädagoge, der uns über seine Arbeit berichtet, verfügt über eine tiefenpsychologische Zusatzausbildung und ist selbst mit seiner Familie nach Deutschland immigriert. Religions- und kultursensibel zu arbeiten, dafür ist er quasi prädestiniert. Und es ist für ihn eine unabdingbare Voraussetzung seiner täglichen Arbeit: „Wenn ich nicht religions- und kultursensibel wäre, könnte ich gleich zu Hause bleiben“, sagt er vor dem Hintergrund, dass der Glaube für die von ihm betreuten geflüchteten Jugendlichen oft die einzige Ressource ist, die ihnen blieb.

Dass solche Jugendlichen nicht einfach Vertrauen fassen, ist leicht vorstellbar. Ohne ehrliches Interesse an der Kultur des Jugendlichen, an seinen existenziellen Themen, seiner Herkunft und seinem Glauben kann keine Arbeitsbeziehung entstehen. Andererseits fragt dieser Pädagoge nie nachdrücklich nach dem Glauben, bevor er nicht nähere Kenntnis über die Fluchtgründe erlangt hat: Die Glaubenszugehörigkeit selbst kann Grund für Verfolgung und für traumatische Erfahrungen gewesen sein. Wenn sich der Pädagoge vergewissert hat, dass ein Gespräch über den Glauben möglich und sinnvoll ist, nähert er sich dem Thema. Das geht z.B. über Fragen und Bemerkungen zum Essen, zur Gesundheit oder zu Äußerlichkeiten wie Kleidung sowie über Rituale wie Grußformeln. Diese Gespräche verlangen eine besondere Haltung. Es gilt zu vermitteln: „Ich habe meinen Glauben und akzeptiere deinen, wie du ihn mir beschreibst.“ Pädagoginnen und Pädagogen lassen Diversität in den Grenzen des Grundgesetzes zu und ziehen nicht mit eigenen Vorbehalten engere Grenzen.

Toleranz, Respekt und reflektierter Umgang mit dem eigenen Glauben helfen in diesen Gesprächen. So lassen sich auch Grenzüberschreitungen leichter bemerken. Wer sensibel

Signale wahrnimmt, die auf Radikalisierung hinweisen, kann frühzeitig darauf reagieren. Vermischen sich Exklusionserfahrungen im Land der Zuflucht mit den psychischen Belastungen, versuchen manche Jugendlichen, diese negativen Erfahrungen mit ihrer Religiosität zu verarbeiten. Je mehr die Betreuer und Betreuerinnen über deren Religion wissen, desto besser erkennen sie Übergänge vom Religiösen zum Fanatischen und zur Psychose. Die Ausklammerung von Religion und ihre Nicht-Thematisierung in der Arbeit führen dagegen zu Unsicherheiten und Ängsten bei den Jugendlichen und den Betreuenden. Auf problematische Entwicklungen wird dann oft erst verspätet reagiert.

Ohne Religions- und Kultursensibilität entstehen auch leicht schwerwiegende Missverständnisse.

So lehnen es einige muslimische junge Männer mit sehr konservativen Glaubensvorstellungen ab, gemeinsam mit jungen Frauen, mit denen sie nicht verwandt oder verheiratet sind, in einer Wohnung zu leben, selbst wenn ein hinzugezogener Imam ihnen dazu rät. Wie geht man damit um? Die Aufnahme in eine Wohngruppe ist dann u. U. nicht möglich. Es fragt sich, wie sich ein Jugendlicher unter diesen Voraussetzungen integrieren kann. Vielleicht benötigt er eine Übergangszeit, um sich an das Leben in einer Gesellschaft ohne Geschlechtertrennung zu gewöhnen? Für die Arbeit mit diesen Jugendlichen, die aber in dieser Form Einzelfälle sind, brauchen die Betreuerinnen und Betreuer Sensibilität bei gleichzeitiger Klarheit über die eigenen Standpunkte und Grenzen. Das Versagen von Respekt oder die Nicht-Akzeptanz von weiblichem Fachpersonal wird zum Beispiel nicht toleriert.

Nicht außer Acht gelassen werden darf, dass die geflüchteten Jugendlichen sich in der Pubertät und damit mitten in ihrer Identitätsbildung befinden. Diese Entwicklungsphase durchleben sie unter schwierigsten Bedingungen. Oft vermischt sich allgemeine Orientierungslosigkeit mit religiösen Fantasien. Die Standfestigkeit des Pädagogen oder der Pädagogin, Klarheit über den eigenen Glauben oder Nicht-Glauben ist Voraussetzung, damit sie sich gegenüber den Jugendlichen artikulieren und konstruktiv Konflikte austragen können. Neben der Gewissheit des eigenen Standpunkts verleiht die Vertrautheit mit der Kultur der Betreuten den Pädagoginnen und Pädagogen Sicherheit in der sensiblen Kontakt- und Beziehungsaufnahme. Das ist gerade in der Arbeit mit diesen Jugendlichen notwendig, weil sich in dieser Entwicklungsphase pubertär aufgeladene Themen mit religiösen Vorstellungen verbinden.

Nicht immer können die Kolleginnen und Kollegen selbst in daraus entstehenden Konflikten allein konstruktive Lösungen finden. Zuweilen ist Unterstützung von außen sinnvoll. Mithilfe

einer von den Jugendlichen akzeptierten Autorität – beispielsweise durch einen Imam – kann man das aus dieser Verquickung resultierende oppositionelle Potenzial abmildern.

Gemeinsam kann man versuchen, diese Verbindung aufzulösen und die positiven Ansatzpunkte in der Identitätsentwicklung wertzuschätzen. Daraus entstehen Möglichkeiten für die Jugendlichen, ihre Integration in ihr neues Umfeld auch selbst in die Hand zu nehmen.

Die Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen berichten uns über ihre Kraftquellen für diese Arbeit. Sie finden sie einerseits in ihrer Professionalität, dann aber auch in positiven Erlebnissen in ihrer Arbeit sowie teilweise im eigenen Glauben. Manche haben Erfahrungen mit unterschiedlichen Konfessionen, Religionen und Kulturen in der eigenen Familie. Dies kann eine Ressource sein, ist jedoch keine Voraussetzung für religiös und kulturell sensibles Arbeiten.

Wert- und Sinnfragen in der Wohngruppe – Ein Zuhause für Jugendliche aus zerbrochenen Familien

Jugendliche, die aus unterschiedlichen Gründen nicht in ihren Familien leben können, werden in Wohngruppen betreut. Das Jugendamt verfügt diese Hilfe als notwendige und geeignete Maßnahme, um Schaden von den Jugendlichen abzuwenden und eine positive Persönlichkeitsentwicklung zu ermöglichen. Grundlage dieser stationären Hilfen sind zielorientierte Hilfepläne, die von den Pädagogen und Pädagoginnen sowie dem Jugendamt gemeinsam mit den Jugendlichen und den Erziehungsberechtigten auf Grundlage individueller Bedürfnisse und Wünsche erstellt werden.

Die existenziellen Themen der Jugendlichen sind Vernachlässigung, Fluchterfahrungen, Schutz vor Gefahren, familiäre Probleme, Trennung von ihrer Familie wegen massiver Problemlagen und einer gefährdeten Identitätsentwicklung vor dem Hintergrund von Krisen. Zwei Teamleiterinnen berichteten über die Rolle von Religions- und Kultursensibilität in ihren Wohngruppen. Beide betonen, dass in lebenswelt- und ressourcenorientierten Wohngruppen Fragen nach dem persönlichen Glauben, nach Werten und dem Sinn des Lebens zum Alltag gehören. Sie müssen in konkreten Situationen von ihnen aufgegriffen und angemessen behandelt werden.

Einmal sensibilisiert, den persönlichen Glauben der Jugendlichen, ihre Wert- und Sinnfragen wahrzunehmen, bieten sich ihnen viele Gelegenheiten, über diese Themen auch proaktiv ins Gespräch zu kommen.

Denn diese Fragen bekommen in der Pubertät im Rahmen der Identitätsentwicklung einen besonderen Stellenwert. Die Jugendlichen wollen wissen, wer sie sind und wer sie werden können. Zur Pubertät gehört auch, dass Jugendliche sich in mehrfacher Hinsicht auspro-

bieren. Dabei liegen sie auch mal daneben. Die Betreuung wird leichter, wenn man Krisen umdeutet in Entwicklungsaufgaben. Das schützt vor deprimierenden Fallbesprechungen und stärkt proaktives Handeln. Von Jugendlichen sollte man nicht zu viel Besonnenheit erwarten, das passt nicht zur Pubertät und kommt erst später. Trotzdem ist es gerade in dieser Entwicklungsphase von enormer Wichtigkeit, den Jugendlichen Verantwortung zu übertragen. Nur so lernen sie, sie auch selber zu übernehmen und die Wohngruppe als Ort des Wohlbefindens, des Rückzugs und des Schutzes mitzugestalten. Für die Pädagoginnen und Pädagogen bedeutet das, Macht abzugeben, die Angst vor Kontrollverlust zu reduzieren und gleichzeitig sensibel auf das zu reagieren, was in der Gruppe in der Luft liegt. Natürlich geht manchmal etwas schief, wenn Jugendliche gegen ausgesprochene oder unausgesprochene Regeln verstoßen. Dann ist es wichtig, darüber zu sprechen und aufzuzeigen, wie man daraus entstandenen Schaden wiedergutmachen kann.

Dieser partizipative Ansatz bedeutet in Bezug auf die Religions- und Kultursensibilität, keinesfalls aufgrund eigener Einstellung ablehnend gegen Glaubensäußerungen der Jugendlichen zu sein. Vielmehr geht es darum, die religiösen Seiten der Einstellungen der Jugendlichen wahrzunehmen, um sie im Kontext ihrer Biografie und Herkunft zu verstehen und wertzuschätzen. In der Wohngruppe sollen jedem und jeder die Bedingungen geschaffen werden, die eigene Religion zu leben. Die Gruppe einigt sich auf Rituale, die praktiziert werden sollen, wie Feste etc. Das bedeutet auch, dass nicht etwa einzelne Jugendliche bestimmen können, ab sofort werde in der Wohngruppe gebetet. Ihr Bedürfnis nach einem gemeinsamen Gebet wird von der Gruppe respektvoll aufgenommen. Sie besprechen gemeinsam, ob der Vorschlag von der Gruppe mitgetragen wird. Somit ist die Wohngruppe ein Ort, an dem Jugendliche die Vielfalt von Weltansichten und Glaubenseinstellungen erfahren und gemeinsam überlegen können, was für alle in der Gruppe gelten soll.

Damit dieser Diskurs zu religiösen und kulturellen Themen überhaupt mit Leben gefüllt wird, braucht es echtes Interesse. Welche Themen sind in der Gruppe aktuell? Pädagogen und Pädagoginnen sollten darauf verzichten, künstlich religiöse Themen einzubringen. Religiöse Feste der einzelnen Jugendlichen werden so gefeiert, wie die Jugendlichen es sich wünschen und wie sie für sie in guter Erinnerung bleiben.

Jugendliche erleben ihren persönlichen Glauben nicht als ständig sprudelnde Kraftquelle, sondern kennen gerade in ihrer Entwicklungsphase Zeiten, in denen ihr Glaube ihnen abhanden zu kommen scheint.

Die Pädagoginnen und Pädagogen vertrauen auf die Erfahrung, dass der in Krisen scheinbar verlorengegangene Glaube nach der Krise zurückkommt. Oft mit dem Wunsch, vertraute Rituale wieder aufzunehmen. Die in der Pubertät so wichtige Zuversicht auf ein gelingendes Leben bei den Jugendlichen kann durch Dialoge auf Augenhöhe entstehen. Diese Zuversicht

umfasst alle Themen im Zusammenhang der sich bildenden Identität. Religiöse Fragen kommen dabei mehr oder weniger prominent vor. Sie vermischen sich auch mit Themen wie z.B. Freundschaft, Herkunftsfamilie, Liebe und Selbstwertgefühl. Zuversicht fördert Resilienz, Krisen werden besser bearbeitet und bekannte oder neu entdeckte Ressourcen weiter gestärkt.

In einer der beiden Wohngruppen haben acht von zehn Jugendlichen einen Migrationshintergrund. Viele sind aus unterschiedlichen Kriegsgebieten geflüchtet und daher von ihren Familien getrennt. Diese Belegung prägt das Zusammenleben der Gruppe. Das Team hat Freude an der Arbeit in einer multikulturellen Gruppe und sieht die Vielfalt als Chance, bestehende Konzepte zu öffnen und an neue Erfahrungen anzupassen. Diese Lernerfahrungen brauchen Zeit. Integrationshilfe ist keine Einbahnstraße, auf der man alles Fremde gut findet und unterstützt. Man muss auch darüber mit den Jugendlichen reden dürfen, was man kritisch sieht.

Übrigens erwiesen sich multikulturell zusammengesetzte Teams dabei nicht automatisch als Vorteil. Pädagogen und Pädagoginnen mit demselben Kulturhintergrund wie ihre zu Betreuenden müssen sich viel professioneller verhalten als Pädagogen und Pädagoginnen aus einer anderen Kultur. Denn die Jugendlichen erwarten, dass sie sich mit ihnen verbünden.

In der erwähnten Wohngruppe ist in den letzten Jahren eine eigene „Tradition“ des Zusammenlebens entstanden. Ablehnendes Verhalten einzelner Jugendlicher gegenüber Andersgläubigen lässt die multikulturelle Wohngruppe nicht zu. Für Jugendliche mit mangelnder Bereitschaft, sich mit ihnen fremden Kulturen auseinanderzusetzen, ist diese Gruppe unattraktiv. Für einige, die noch nicht in zwei Kulturen zu leben gelernt haben, ist sie vielleicht eine Überforderung. Sie leben lieber eigenständig mit ambulanter Betreuung. Für die Jugendlichen, die sich auf die multikulturell zusammengesetzte Gruppe einlassen, ist das Miteinander der unterschiedlichen Kulturen ein Lernfeld. Aber nicht immer können die Jugendlichen so offen für andere und anderes sein. Wenn sie mit existenziellen Themen beschäftigt sind und nicht von selbst auf einen Betreuer oder eine Betreuerin zukommen, ist es wichtig, auf den geeigneten Moment für ein Gespräch zu achten. In manchen Fällen ist es besonders wichtig, sich für die Medien zu interessieren, die die Jugendlichen nutzen. Die Gefahr, dass Integration und Wertschätzungen nicht gelingen bzw. bei den Jugendlichen nicht ankommen, ist den Pädagoginnen und Pädagogen stets bewusst.

Die eigene Religion und noch mehr die eigene Kultur können missbraucht werden, Exklusionserfahrungen und damit zusammenhängende Frustrationen zu verarbeiten. Es besteht die Gefahr, dass sich diese Jugendlichen extremistischen Gruppierungen anschließen. Damit dies nicht geschieht, sind Gespräche auf einer vertrauensvollen Beziehungsebene notwendig. Bei muslimischen Jugendlichen machte das Team gute Erfahrungen damit, einen Imam hinzuzuziehen. In so zusammengesetzten Gesprächssituationen können religiöse

Verklärungen aufgedeckt und die hinter ihnen liegenden Themen bearbeitet werden.

Raum für existenzielle Themen – wichtig für die Teamentwicklung

In den Beispielen aus der Praxis wurde die Bedeutung der existenziellen Themen der Jugendlichen für ihre Entwicklung deutlich. Von lebensweltorientiert arbeitenden Teams werden sie aufgegriffen und die Erfahrungen damit anschließend auch im Team reflektiert. Eine Pädagogin, die mit ihrem Team das Thema Partizipation in den Vordergrund stellt, weist allerdings auf die Gefahr hin, dass Pädagogen und Pädagoginnen sich oft sehr schnell eine eigene Meinung bilden. Jugendliche konsequent miteinzubeziehen und partizipieren zu lassen, bedeutet einen größeren Aufwand. Die Jugendlichen erarbeiten selbst ihre Ziele. Wer dafür erst einmal vor allem fragt und zuhört, was die Jugendlichen bewegt und was ihnen wichtig ist, braucht am Anfang mehr Zeit.

Allerdings beobachtet das Team, dass es deutlich dabei hilft, zu Zielvereinbarungen zu kommen, die die Jugendlichen dann auch umsetzen können.

Unvoreingenommenheit und ein partizipativer Ansatz lassen Arbeitsbeziehungen entstehen, in denen über kulturelle und religiöse Unterschiede hinweg vertrauensvoll zusammengearbeitet werden kann. Am besten gelingt dies in Teams, die gemeinsam, beispielsweise in einer Wohngruppe, eine „Tradition“ des religions- und kultursensiblen Umgangs miteinander wachsen lassen.

Fortbildungen zum Thema werden bevorzugt als Teamentwicklungsprozesse gestaltet. Teams, die sich intensiv mit existenziellen Fragen der Jugendlichen beschäftigten, machten die Erfahrung, wie sich dadurch jedes Teammitglied und auch das gesamte Team weiterentwickelten. Eine Pädagogin stellt fest, dass sich die Teammitglieder nach den Coaching-Prozessen besser verstehen. Sie haben voneinander erfahren, welche Werte sie leiten und welche Schlüsse sie aus Grenzerfahrungen ziehen. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen können sie sich in Fallbesprechungen und Reflexionsprozessen besser verständigen und austauschen. Beim Coaching zu existenziellen Themen entwickeln die Teammitglieder gemeinsam eine klare Vorstellung von einem guten Team, das miteinander, aber auch in der Arbeit mit Jugendlichen mit existenziellen Fragen und Diversität professionell und sensibel umgeht.

Es ist in Balance zwischen der eigenen Wertschätzung und den notwendigen Verbesserungen seiner Praxis. Es besteht aus Kollegen und Kolleginnen, die sich vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Werte und Biografien ergänzen. Diese Multiperspektivität ist eine Chance für die Jugendlichen.

Für diese Teams wird die Ausrichtung ihrer Arbeit an lebenswelt- und ressourcenorientierten Konzepten immer mehr zur Selbstverständlichkeit. Das ist aber bisher längst noch nicht überall der Fall. Wir betrachteten dies jenseits der historischen Gründe angesichts der

individuellen Erfahrungen der Teammitglieder. Sofern sie mit Kirche und Religion negative und zum Teil verletzende Erfahrungen machten, brauchen sie Zeit, um sich gegenüber religiösen Themen und Fragen zu öffnen.

Sie nutzen die ihnen zur Verfügung stehenden Methoden, um mit den Jugendlichen über ihren Glauben und die damit zusammenhängenden Wert- und Sinnfragen ins Gespräch zu kommen. Dabei erfahren sie, dass sie ohne Religions- und Kultursensibilität mit Familien aus unterschiedlichen Kulturen nicht erfolgreich zusammenarbeiten können.

Pädagogen und Pädagoginnen, die sich mit dem Thema Religion schwertun, können sich zunächst auf allgemeine Fragen nach ihren Werten und ihrem Lebenssinn einlassen: Woran will ich mein Herz hängen? Was tröstet mich? Was gibt mir Halt? Ein Kollege, der mit dem Tod eines Freundes konfrontiert war, sagte beispielsweise vor dem Hintergrund dieser existenziellen Erfahrung: „Wir verdrängen die Endlichkeit und Zerbrechlichkeit des Lebens und verhindern damit, uns dem zu öffnen, was wirklich wichtig ist im Leben.“

Die Endlichkeit des Lebens wird von vielen negativ bewertet, obwohl sie doch zum Leben gehört. Heute weiß er, dass diese schwer hinnehmbare Tatsache viel mehr Beachtung finden muss.

Beschäftigen sich Pädagoginnen und Pädagogen mit existenziellen Fragen, erreichen sie eine Kommunikationsebene, die ihnen einen tieferen Blick in die Lebenswelten der Beteiligten eröffnet. Diese Erfahrungen machten Pädagoginnen und Pädagogen sowohl in Prozessen mit Jugendlichen als auch in ihren Teams. Die für die Jugendhilfe so wichtige Arbeitsbeziehung erhält dadurch eine neue Qualität.

Verfasser/in: **Michael Tüllmann, Sylke Kösterke**

aus: **Religionssensibilität in der Sozialen Arbeit**

Positionen, Theorien, Praxisfelder

von: Kathrin Hahn / Matthias Nauerth / Michael Tüllmann / Sylke Kösterke (Hrsg.)

Verlag Kohlhammer, 510 Seiten, ISBN 978-3-17-032206-6